

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch April bis Juni 2012 [Andrea Herrmann]
- S.9 Drei Wetter Taft [Alice Moustier]
- S.10 Nachbarschaft im Garten [Thilo Bachmann]
- S.12 Fuchs, du hast die... [Holger Hartenstein]
- S.16 In einem alten Haus [Elfriede Camilla Herold]
- S.17 Segeltörn [Karl Farr]
- S.19 Der Vogel [Boris Semrow]
- S.21 Wunderbare Kindheit [Hans-Jürgen Gaiser]
- S.22 das felsgestirn der liebe erforschen [Michael Johann Bauer]
- S.23 Erwacht [Angelika Schranz]
- S.24 Die postdemokratische Lösung [Philip J. Dingeldey]
- S.24 Gereift [Friedrich Frieden]
- S.25 Vielleicht [Arno Peters]
- S.26 Rezension „Schattenpalaver“ von Norbert Sternmut [Andrea Herrmann]
- S.27 Rezension: „Erlesen Aufgelesenes“ von Gerd Egelhof [Andrea Herrmann]
- S.27 Rezension „Kurz und bündig – Begegnungen“ von Karl Farr [Andrea Herrmann]
- S.28 Wettbewerbe [Andrea Herrmann]

Liebe Leserin, lieber Leser,

für mich persönlich beginnt ein neuer Lebensabschnitt, für das Veilchen ebenfalls. Viele geheime Pläne werden ausgebrütet, Angebote eingeholt und Testballons gestartet. Aber natürlich interessiert es uns auch, was Sie mögen und wollen. Seit fast zehn Jahren wird das Veilchen gedruckt von einem beinahe unverwüstlichen Drucker. Nun stehen allerdings unübersehbar Reparaturen an. (Natürlich kosten Ersatzteile mehr als das ganze Gerät!) Was halten Sie von folgenden Möglichkeiten? Erstens: In Zukunft übernimmt die Herstellung eine Druckerei auf Hochglanzpapier. Dies würde den Preis von 2,50€ auf mindestens 6,50€ erhöhen. Zweitens: Papier ist ohnehin nicht mehr zeitgemäß. Daher könnte das „Veilchen“ nur noch als e-book bzw. pdf herauskommen, der Versand erfolgt per E-Mail oder kostenpflichtigem Download im Internet. Die aktuelle kostengünstige Produktion könnte zusätzlich im kleinen Maße weitergeführt werden, für alle, denen es mehr auf Inhalte als auf eine schöne Verpackung ankommt. **J**

Was meinen Sie? Möchten Sie das Veilchen in Zukunft nur auf Papier, lieber auf Papier oder lieber elektronisch erhalten? Wie viel würden Sie pro Ausgabe einschließlich Versand maximal bezahlen? Und da wir gerade dabei sind: Haben Sie sonstige Verbesserungsvorschläge?

Herzliche Juligrüße!

Andrea Herrmann

Titelbild von Andrea Herrmann

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenzuschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, D-70372 Stuttgart oder per E-Mail: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:

www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Lesetagebuch April bis Juni 2012

Meine Pearl S. Buck Serie geht weiter. Nun habe ich ihre Autobiographie „*Mein Leben – meine Welten*“ gelesen. Sie erzählt darin von ihrer Jugend in China, wo ihre Eltern als Missionare arbeiteten, und ihrem späteren Leben in den USA. In dieser Biographie schreibt sie weniger über sich selbst, sondern über ihre beiden Welten. Sie vergleicht die asiatische mit der amerikanischen Kultur – Stand der 30er bis 60er Jahre. Pearl Buck hat viel erlebt und einiges unternommen, um zu helfen und Menschen verschiedener Kontinente einander näher zu bringen. Sie adoptierte selbst vier Kinder – zu ihrer eigenen behinderten Tochter dazu – und gründete die Welcome House GmbH, eine Vermittlungsagentur speziell für Waisenkinder, halb asiatisch und halb weiß, und bewies, dass diese nicht unvermittelbar waren. Sie gab die „Asia“ heraus, eine Zeitschrift, die Amerikanern Asien näher bringt. Sie leitete eine Organisation, die es förderte, dass Asiaten im kleinen Kreis – in Gemeindehäusern oder heimischen Küchen – von ihrem Land erzählen. Ihr Haus auf ihrer Farm war ein Zentrum des künstlerischen und intellektuellen Lebens, wo die Welt des Geistes zusammen kam. Sie war selbst Mitglied der Akademie der Künste und Wissenschaften. Und sie erhielt für ihr literarisches Werk den Nobelpreis für Literatur. Pearl Buck schreibt in dieser Biographie darüber wie wichtig es ist, Kinder liebevoll zu erziehen, und wie wichtig der Zusammenhalt der Großfamilie für die Gesellschaft insgesamt. Am Ende des Buchs drückt sie noch ihre Freude darüber aus, dass Amerika ganz anders als die europäischen Kolonialmächte nie nach der Weltherrschaft gestrebt hat oder streben wird. Sie sieht darin die moralische Überlegenheit dieses freiheitsliebenden demokratischen Volkes und die Grundlage für seine friedvolle Vermittlerrolle zwischen den Völkern.

In diesem Buch findet man viele lebenskluge Weisheiten. Besonders niedlich finde ich beispielsweise die Behauptung, mit dem Heiraten würde es so funktionieren: Wenn die Zeit gekommen ist, dann sucht man sich unter den gerade verfügbaren Männern den passendsten aus und heiratet. So prosaisch ist dies. Sie selbst wurde übrigens ein Mal geschieden und heiratete dann ihren Verleger. Sie schreibt: „Ich habe über die Ehe von zwei entgegengesetzten Standpunkten aus argumentieren hören: Nach dem einen ist es klüger, wenn sich Gegensätze verbinden, nach dem anderen ist nichts wichtiger als gemeinsame Interessen, Steckenpferde und Mußestunden. Mein Leben hat – wenigstens mir – die Richtigkeit des letzteren Standpunkts bewiesen. Nach Beobachtung ähnlicher Ehen bei anderen Menschen füge ich vorsichtshalber hinzu, daß freilich Zusammenarbeit und nicht etwa Wettbewerb die Parole sein muß.“

Sie beschreibt auch, wie man sich als Flüchtling fühlt. Sie musste nämlich während eines Krieges aus ihrer Heimatstadt Nanking fliehen mit nichts am Leib als ihren alten Sachen, die sie angezogen hatte, um heute den Dachboden zu putzen. Sie überlebte im Gegensatz zu vielen anderen Ausländern die Übergriffe durch die Soldaten dadurch, dass chinesische Freunde sie und ihre gesamte Familie bei sich versteckten. Ein ganzes Stadtviertel hielt für ihre Rettung zusammen! Als sie schließlich Nanking verlassen und nach Schanghai fliehen konnte, fühlte sich dies so an: „In einem merkwürdigen Gefühl vergnügter Unbekümmertheit ging ich in Schanghai von Bord. Es hat etwas für sich, seinen Besitz loszuwerden. Ich hatte mein Nankinger Heim mit seinen kleinen Schätzen, den von mir angelegten Garten und mein Leben mit Freunden und Studenten sehr liebgehabt – aber das war

vorbei. Ich besaß jetzt nichts mehr außer den alten Kleidern, die ich am Leibe trug. Ich hätte traurig sein sollen und war entsetzt, als ich merkte, daß ich durchaus nicht traurig war. Im Gegenteil, mich überkam ein lebhaftes Abenteuergefühl, allein weil ich am Leben war und frei – sogar frei von Besitz. Niemand erwartete etwas von mir. Ich hatte keine Verbindlichkeiten, keine Pflichten oder Aufgaben. Ich war nur ein Flüchtling, jemand völlig anderes als die betriebsame junge Frau, die ich gewesen war. Sogar der Verlust meines Romanmanuskripts war mir jetzt gleichgültig. Da alles dahin war, warum nicht auch das?

Ich möchte niemandem anraten, sich aus freien Stücken in eine solche Verfassung versetzen zu wollen, denn sie bedeutete, daß ich plötzlich entwurzelt war. Jedermann, der seine gewohnte Umgebung durch plötzliche Gewalt eingebüßt hat, wird verstehen, was ich meine, und diejenigen, denen das nicht widerfahren ist, können es nicht begreifen. [...] Es war einfach so, daß nichts jemals wieder so kostbar für mich war wie einst – nichts, weder ein Ort noch ein geliebter Gegenstand, denn ich wußte jetzt, daß alles Materielle vernichtet werden kann.

Andererseits waren mir Menschen wichtiger denn je und menschliche Beziehungen immer wertvoller geworden. Mein Denken kreiste um all die verschiedenen Menschen, denen ich in den letzten achtundvierzig Stunden begegnet war, von dem Augenblick an, als unser Schneider gekommen war, um uns zu warnen, und Frau Lu über die Felder gelaufen war, um uns zu retten, bis hinunter zum letzten der unfreundlichen Matrosen. [...]

Als der Zerstörer anlegte, blickte ich gleichgültig auf die Menschenmenge, die im Hafen von Schanghai zusammengelaufen war, um uns anzustarren. Viele der anwesenden Chinesen verbargen nicht ihre Freude, eine Menge Weißer als schmutzige und abgekämpfte Flüchtlinge zu sehen; aber es gab auch viele andere, die freundlich und gut waren und uns zu

essen und Unterkunft geben wollten. Ich hatte bereits gelernt, daß jede Volksmenge, wo immer sie sich auch sammelt, den gleichen Gegensatz aufweist.“

Über die Rezeption ihres Romans „Unsere gute Erde“ schreibt sie: „Ich erinnere mich, daß der erste Brief aus den Vereinigten Staaten über das Buch von einem hochangesehenen Christen und Angehörigen eines Missionsausschusses kam. Er machte mir mehrere Seiten lang die Hölle heiß, weil ich das Leben jener Menschen so freimütig geschildert hatte. Er benutzte ein anderes, derberes Wort, aber ich lasse es dabei bewenden. Im chinesischen Naturalismus erzogen, wußte ich lange Zeit nicht, was er eigentlich meinte, aber jetzt weiß ich es. [Anmerkung: Dies bezieht sich vermutlich auf die Sex-Szenen und auf die Vielweiberei des Wang Lung.] Die Welten, in denen ich gelebt habe und in denen ich aufgewachsen bin, haben mich zu dem gemacht, was man einen streitbaren Menschen nennen muß, wie mir oft genug gesagt worden ist. [Anmerkung: An vielen anderen Stellen betont sie ihre Schüchternheit. Ihre Streitbarkeit bestand also eher im Inhalt dessen was sie sagte, nicht im Ton.] Das kommt daher, wie ich unausweichlich, aus Erfahrung und Veranlagung, auch die Kehrseite jedes Menschen sehe. Ob er gut oder böse ist – er hat immer noch eine andere Seite. Die Gabe, beide zu verstehen, mag denen, die sich mit einer Dimension zufriedengeben, verderblich scheinen; für Menschen, wie ich es bin, ist sie eine unerschöpfliche Quelle des Interesses, der Belustigung, der Liebe und des Lebens. Wir, deren Heimat die Erde ist, haben keine Feinde, denn wir hassen niemanden, und wo kein Haß ist, kann man der Liebe nicht entrinne.“ Ein wundervoller ganz und gar christlicher Gedanke, aber vermutlich auch konfuzianisch.

Wie der Schlüssel ins Schloss passt ein anderes biographisches Buch (John Rabes Tagebuch), das ich zeitgleich las: „*John Rabe – Der gute Deutsche von Nanking*“, herausgegeben von Erwin Wickert. Was in

Pearl Bucks Fall die Chinesen den Europäern Gutes taten, taten hier umgekehrt die Europäer den Chinesen. Als im zweiten Japanisch-Chinesischen Krieg 1937 diese chinesische Großstadt von den Japanern eingenommen wurde, gründeten europäische und amerikanische Ausländer – vor allem Ärzte und Missionare – ein internationales Sicherheitskomitee, das im ummauerten Stadtzentrum eine Sicherheitszone einrichtete, innerhalb derer die in der Stadt verbliebenen 200.000 Zivilisten sicher sein sollten. John Rabe, ein deutscher Siemens-Manager und NSDAP-Mitglied, wurde Vorsitzender des Sicherheitskomitees. Leider versteckten sich auch chinesische Soldaten in der Sicherheitszone und lieferten damit der japanischen Armee einen Vorwand, diese Zone zu durchsuchen und jeden, der entfernt wie ein Soldat aussah, zu erschießen. Plünderung, Brandstiftung und Verwaltungen wurden in der besetzten Stadt zum Alltag, die halbe Stadt wurde niedergebrannt, wobei Rabe in seinem Tagebuch und unzähligen Protokollen, Berichten und Beschwerdebriefen sehr viele davon dokumentierte. Die japanischen Diplomaten selbst waren schockiert von diesem Verhalten ihrer Armee, das ganz deren Selbstbild widersprach. Rabe persönlich beherbergte in seinem Haus und Garten 650 Personen auf 500 Quadratmetern, denn diese galten als die sichersten der ganzen Stadt. Zwar stiegen immer wieder plündernde japanische Soldaten über die Mauer, wurden aber von Rabe eigenhändig auf demselben Weg zurück gejagt. Scherzhaft erteilt man Rabe den Titel „Bürgermeister Nankings“. Rabe verstand sich selbst als Stellvertreter Hitlers, von dem er glaubte, Hitler stehe immer auf der Seite der Armen und Bedrängten. Allerdings antwortete der Führer niemals auf Rabes Telegramme. Rabe sah seine Rolle als die eines Augenzeugen, der die Verbrechen dokumentiert und an die Öffentlichkeit trägt. Unaufhörlich suchte er die Kommunikation mit den Japanern und dem Ausland. Als Rabe zurück in Deutschland

begann Vorträge zu halten und einen Dokumentarfilm über das Massaker von Nanking zu zeigen, wurde er von der Gestapo verhaftet, verhört und verwarnt und gab seine Aufklärungsarbeit auf. In einem späteren Tagebuch dokumentierte er auch die Einnahme Berlins durch die Russen.

„*Der Weg ins Licht*“ von Pearl S. Buck ist ein Buch über die Güte. Wie stets diskutiert Pearl S. Buck des Romans Leitthema aus verschiedenen Blickwinkeln und in allen seinen Facetten. Die Patchworkfamilie von Stephen und Mary Worth hat sie so zusammengesetzt, dass man nicht eindeutig sagen kann, eines der vier Kinder habe seine Güte oder auch den Mangel an Güte geerbt. Die sensible Kristin beispielsweise ist die Tochter zweier egozentrischer Menschen. Und Jan könnte sein besitzergreifendes, kompromissloses und grausames Wesen von seiner Mutter geerbt haben, doch sein Leben bietet auch eine andere Erklärung: Als einziges der vier Kinder wird er in den Krieg ziehen müssen und so ergibt er sich mit 15 in sein Schicksal, indem er zu Hause fort läuft, um sich unter falschem Namen und mit falscher Altersangabe freiwillig für den Zweiten Weltkrieg als Soldat zu melden. Sehr schade ist es, dass die Autorin den Leser am Ende ohne Antwort stehen lässt. Offensichtlich kennt sie sie selbst nicht. Aber ich empfinde es trotzdem als augenöffnend, mich mit dieser Frage überhaupt zu beschäftigen. Vielleicht ist die Güte tatsächlich eine der entscheidenden Eigenschaften eines Menschen, oder eben das Fehlen von Güte. Leider beschreibt die Autorin auch ihre Vision nur sehr vage: Stephen Worth gründet eine Stiftung, eine Gemeinschaft der Guten. Er gründet einen Fernsehsender namens „Gute Nachrichten“. Was diese genau tun, wird nur angedeutet und bleibt viel unklarer als die Struktur und Funktion der John Doe Clubs, über die ich hier vor einigen Monaten berichtete. Die guten Menschen sollen sich also vernetzen, um einander allein dadurch Mut zu machen, dass sie wissen, sie sind nicht der einzige

selbstlose Mensch in einer vom Krieg gemarterten Welt. Es sollen nicht nur Nachrichten über Kriegsverbrechen, sondern auch über gute Taten verbreitet werden. Doch genügt das? Was bewirkt es? Lässt sich noch mehr tun? Das Buch bricht für mich mitten in der Skizze der Lösung ab, so als habe ein Abgabetermin oder ihre Ratlosigkeit die Autorin dazu gezwungen, den breit angelegten Roman zu einem offenen Ende zu bringen. Vielleicht aber auch wollte sie nur eine Saat legen und es den Lesern überlassen, die Geschichte zu Ende zu schreiben.

Der biographische Roman „*Ein russischer Sommer – Tolstojs letztes Jahr*“ von Jay Parini beschreibt als Tagebuchroman aus der Perspektive mehrerer Personen das letzte Lebensjahr des Schriftstellers, Revolutionärs, christlichen Anarchisten und Pazifisten, Vegetarier und Mensch Lew Nikolajewitsch Graf Tolstoj. Er verbringt seine Tage auf seinem Gut Jasnaja Poljana, bearbeitet seine Werke und beantwortet Briefe seiner Anhänger, der Tolstojaner, schreibt aber auch mit Bernard Shaw und Mahatma Gandhi. Er hat Dorfschulen nach dem Vorbild Rousseaus gegründet. Sein Lebensideal, in Armut zu leben, kann er hier jedoch nicht verwirklichen wegen seiner Frau Sophia Andrejewna, die Wert auf ein standesgemäßes Leben legt mit Teppichen, Lakaen und 5-Gänge-Diners. Sie terrorisiert Tolstoj, seine Freunde und ihre Familie mit ihrer Eifersucht. Sie verlangt, die Tagebücher ihres Mannes lesen zu dürfen und liest dann laut und halböffentlich ganz private Stellen daraus vor. Sie droht wiederholt mit Selbstmord und schnüffelt herum. Dabei ist ihr Misstrauen teilweise berechtigt, denn während sie plant, Tolstojs Bücher nur in gewinnbringenden teuren Ausgaben zu veröffentlichen, möchte dieser, dass jeder sie lesen kann und vermacht darum durch eine heimliche Änderung seines Testaments die Rechte an seinen nach 1881 veröffentlichten Romane dem russischen Volk. Denn diese hat er aus Liebe zu Gott geschrieben. Das ständige

Zerren mehrerer Personen, die alle nur das Beste wollen, an dem gutherzigen, verletzlichen alten Mann und verschiedene Ereignisse, unter anderem ein provokanter Brief eines Studenten, führen dazu, dass Tolstoj Jasnaja Poljana verlässt, um ganz arm und schlicht zu leben. Er kommt allerdings nicht weit. Auf der Reise bekommt er Lungenentzündung und stirbt im Haus eines Bahnhofsvorstehers.

Einer meiner ersten ernsthaften Berufswünsche war der der Archäologin, vor allem ausgelöst durch zwei Bücher. Das eine war „*Götter, Gräber und Gelehrte*“, eine fast romanhafte Darstellung der Geschichte der Archäologie durch C.W. Ceram. Man bekommt Lust, selbst im Jahrtausende alten Staub zu wühlen und winzige Knochensplitter zu unvollständigen Skeletten zusammen zu setzen. Ich las das Buch vor einigen Jahren wieder und fand es noch genauso bezaubernd wie als Teenager.

Anders erging es mir nun mit dem zweiten Buch, „*Ein Kampf um Rom*“ von Felix Dahn. Der Roman spielt in Italien und beginnt mit dem Tod des wundervollen Theoderich, auch als Dietrich von Bern bekannt. Als nun viel kritischere Leserin stört mich der deutschtümelnde Ton. Andererseits fallen mir die sprachlichen Nuancen auf, insbesondere die wiederholte Verwendung von Alliterationen. Trotzdem gab ich bald diese Lektüre wieder auf, weil ich mich unwohl fühlte unter dem Druck der steifen, manipulativen Szenen.

Und mal wieder einen Jules Verne: „*Reise um den Mond*“. Endlich ist die Menschheit so weit. Sie ist dazu fähig, eine luftdichte Kapsel zu bauen, um sie mit Schießbaumwolle genügend zu beschleunigen, um sie auf den Mond zu schießen. Dort wollen drei Mondfahrer die Mondbewohner („Seleniden“) kennen lernen und deren Landwirtschaft bereichern. Im Nachhinein mutet die verwendete Technik primitiv an: die Beschleunigung, die Sauerstoffherzeugung, die Sicherheitsmaßnahmen. Ein Mal abgeschickt, ist die Rakete den

physikalischen Gesetzen ausgeliefert. Die Startgeschwindigkeit war leider falsch berechnet und dann glücklicherweise doch übertroffen worden. Zu allem Unglück führt eine leichte Kursabweichung durch einen Meteor dazu, dass die drei nicht auf dem Mond landen, sondern in dessen Umlaufbahn kreisen. Die spießige Frage, wie sie vom Mond zurück fliegen, kommt ihnen auch erst unterwegs. Kapitän Nicholl, der exakte Engländer Barbicane und der Franzose Ardan liefern sich auf dieser verrückten Reise witzige interkulturelle Dialoggefechte. Am Ende geht alles gut aus, auch wenn man die Raumfahrer schon längst erstickt wähnt. Wie sie den Bogen zurück zur Erde schaffen und wie die Rakete dann sicher landet, das wird hier nicht verraten. Das Buch enthält auch viel Wissen über den Mond und unser Sonnensystem, zum Teil allerdings auch schon veraltet.

Bisher hatte ich Bibliotheken für friedliche Orte des Wissens gehalten und Bibliothekare für harmlose Buchliebhaber. Seitdem ich *„Alcatraz und die dunkle Bibliothek“* von Brandon Sanderson gelesen habe, bin ich da misstrauisch geworden. Was verbirgt sich in den dunklen Archiven? Welche Monster kann man aus schlechten Liebesromanen erschaffen? Woher kann ich wissen, dass das was in den Büchern steht, wirklich stimmt? Dieser Roman lehrt mich auch, dass Dinge zu zerstören (oder zu vernichten?) sowie zu spät zu kommen, mächtige Talente sind. Ein wenig zu lästig mischt sich der Ich-Erzähler immer wieder in den Erzählfluss ein, um dem Leser dieselben Gags mehrmals zu unterbreiten. Aber ansonsten ist es ein tempo- und ideenreicher Fantasy-Roman, der durchaus neue Blickwinkel auf unsere Welt bietet.

„Der Winterschmied“ von Terry Pratchett erzählt vordergründig die hoffnungslose Liebe des Winterschmieds für Tiffany, die Hexe in Ausbildung. Als sie mit ihrer Ausbilderin zu einem heimlichen Tanz der Moriskan flog, konnte sie dort leider ihre Füße nicht still halten und tanzte mit den Männern. Der Winterschmied, ein quasi

göttliches Wesen, begegnet so zum ersten Mal einem Mädchen und stürzt sich mit romantischer, teenagerhafter Tapsigkeit in seine erste Liebe. Er bestreut das Land mit Millionen von Schneeflocken, die alle wie Tiffany aussehen, und er erschafft in ihrem Garten zartkristallene Eisrosen. Parallel zu dieser gefährlichen Geschichte erfahren wir viel mehr über Hexen als uns lieb ist. Sie kaufen ihre gruseligen Dekoartikel im Scherzartikelladen. Und Frau Verrat sagt: „Sie fürchteten sich vor falschen Totenschädeln und dummen Geschichten. Ich habe die Furcht gewählt. Ich wusste, dass sie mich niemals dafür lieben würden, dass ich ihnen die Wahrheit sage. Und deshalb habe ich dafür gesorgt, dass sie mich fürchten.“ Und darin liegt leider ihre Begabung und Bestimmung.

„Der Prozeß“ von Franz Kafka beschreibt minutiös und – als Hörbuch – in sieben Stunden die skurrile Welt eines Gerichtswesens, das keiner versteht, aber trotzdem duldet. Denn wer wie Josef K dagegen aufbegehrt, verschlimmert nur seine Lage. „Man kann eben nichts dagegen tun“, ist einer der häufigsten Sätze dieses Romans. In diesem Gerichtswesen ist alles verlottert: Die Verhandlungen finden in einem eilig leer geräumten Wohnzimmer statt, die anwesende Öffentlichkeit besteht aus Funktionären derselben Organisation, der Untersuchungsrichter lässt sich nach Belieben die Frau des Gerichtsdieners in sein Büro tragen, statt Gesetzbücher liest der Richter Pornos. Korruption findet man fast überall. In den Kanzleien auf dem Dachboden herrscht schlechte Luft, da dort die Mieter auch noch ihre Wäsche trocknen. Josef K., der ehrenwerte und unschuldige Prokurist einer Bank, wird unvermittelt als Angeklagter in diese Welt hinein gezogen. Auf Drängen eines gut meinenden Onkels wird er von einem Advokaten vertreten, dem er nicht vertraut und der ihn auch vernachlässigt, der monatelang an seiner ersten Einreichung arbeitet ohne damit fertig zu werden. Was soll man auch zu seiner Verteidigung vorbringen, da das Verfahren nicht-

öffentlich ist und sogar dem Angeklagten und seinem Verteidiger die Anklagepunkte unbekannt bleiben? K. begegnet Menschen, die schon länger als er in dieser Mühle des Gerichtswesens zerrieben werden. „Ich knie ja schon, mein Advokat!“ ruft ein anderer Mandant von Ks Verteidiger, doch K will nicht kriechen. K. erhofft sich Hilfe vor allem von den Frauen um ihn herum, die er für mächtig hält und die ihm Unterstützung versprechen. Doch vergeblich. Stattdessen wird noch dauernd er um Hilfe gebeten.

Dieser Roman war mir meinerzeits als Schullektüre erspart geblieben und das ist auch gut so. Um diese Parodie auf das Gerichtswesen zu verstehen, braucht man schon eine gefestigte Vorstellung davon, wie Theorie und Praxis der Gerechtigkeit tatsächlich aussehen. Insgesamt hat mich dieser Roman weniger erhellt als vielmehr frustriert. Noch ein Buch über die Schlechtigkeit des Menschen!

Andrea Herrmann

Drei Wetter Taft

Meine alte Schule! Heute führt die zwölfte Klasse ein Theaterstück auf. Es ist schön, mal wieder hier zu sein. Bei mir ist es schon fünf Jahre her, als ich hier auf der Bühne stand. Jetzt ist Pause. Ich durchschreite die Eingangshalle in Richtung Toiletten. Die Absätze meiner Stiefel klackern auf dem Boden und hallen durch den großen, leeren Raum. Abgedämpft mischen sich die Gespräche im Theatersaal mit den draußen dröhnenden Raucherstimmen. Ein schrilles Lachen tönt hervor. Am Toilettenflur angekommen, greife ich nach dem Türgriff. „Wie glitschig!“ Angewidert schlüpfe ich durch den Spalt. Scharfer Salmiakgeruch steigt in meine Nase. Ich versuche ihn zu ignorieren und konzentriere mich auf den langen, mit Bildern dekorierten Gang. Suchend taste ich die Putzwand des Flures ab, der mir ebenso vertraut ist wie der dazugehörige stechend, beißende Gestank, meist gemischt mit kaltem Zigarettenrauch. Wie oft bin ich früher gedankenverloren hier langgelaufen? Es hat sich nichts verändert. Immerhin, verglichen mit anderen Schulen sind es hier die saubersten Toiletten. Nur die stickige Luft ist überall gleich.

Es ist schön, wieder in diesem bekannten Gebäude zu sein, wo mir alles so vertraut ist. Die unebene Wand fühlt sich warm an, ich spüre den ersten Bilderrahmen. Bald muss die Biegung zu den Toiletten kommen. Das Frauenörtchen liegt rechts.

Ein bekannter blumiger Duft lässt mich plötzlich innehalten. Woher kommt er? Woher kenne ich ihn? Er ist mir verdammt vertraut. Nervosität steigt in mir auf. Mein Bauch fängt an zu kribbeln. Bleibe verwundert stehen. Seit wann riechen solche Räumlichkeiten angenehm? Vom Duft überwältigt folge ich ihm und biege rechts ab. Die Frauentoiletten sind nicht mehr weit. Aber meine Nase führt mich in Richtung Männertoilette, links von mir. Es

verwirrt mich, dieses vertraute Aroma hier zu riechen.

Erschrocken höre ich, wie sich eine Tür öffnet. Schritte. Reglos bleibe ich stehen. Ein Wasserhahn läuft. Der Handtuchautomat knarrt. Der bekannte Geruch wird stärker. Ich konzentriere mich auf ihn, genieße, versuche ihn von den anderen zu trennen. Meine Hände werden feucht. Die Schritte werden lauter. Plötzlich stößt jemand gegen mich. „Sorry.“ Eine männliche Stimme, warm und sanft. Eine Hand berührt mich am Ellbogen.

„Sag mal, bist du etwa blind?“ frage ich neugierig.

„Hab dich einfach nicht gesehen.“ Durch das Anrempeln habe ich die Orientierung verloren. Tastend suchen meine Hände nach der Wand.

„Kann ich helfen?“

„Ähmm... ich... ich glaub nicht“, stammle ich und wühle unbeholfen in meinen Taschen, um meine Nervosität zu überspielen. Mein Schlüssel fällt herunter. „Mist.“ Suchend taste ich den Boden ab. „Hier“, er reicht mir den Schlüsselbund. „Suchst du etwas?“ Er lässt nicht locker. Ich spüre seine Blicke, als ich aufstehe.

„Ich.. ähmm.. bin ei.. ein wenig irritiert.“ Meine Hände haben endlich die Wand gefunden und ich beruhige mich.

„Bin hier schon tausendmal durchgelaufen. Aber heute kam meiner Nase etwas ungewohnt Angenehmes entgegen. Etwas sehr Bekanntes.“ Ich atme durch die Nase tief ein. „Jetzt rieche ich es am stärksten!“ Er lacht. – Gänsehaut!

„Muss wohl ich sein, der Schuldige“, verkündet seine vibrierende Bassstimme selbstsicher. „Dabei hab ich heute gar kein Parfum drauf.“

„Ist es vielleicht das Aftershave oder das Deodorant?“ Ich versuche zu deuten, was meine Nase riecht. Bilder von früher tauchen auf: salziges Meer. Hohe Wellen,

an einer Felsenküste zerberstend. Immer wiederkehrender Wellenschlag. Frei sein! Mich in den Wind legen. Perfekter Halt! Über die Wellen gleiten. Zauseliges Haar, in der Brise wehend.

„Am liebsten würd ich dich beschnupern, aber das gehört sich ja nicht.“

„Ganz schön taff“, lacht er auf. „Hmm... vielleicht nicht unbedingt hier.“ Mit einer höheren Stimme fährt er fort: „Sag mal, was versuchst du hier eigentlich? Nach meiner Handynummer wurde ich schon oft gefragt, aber ob man mich beschnupern dürfe...“

Das Blut schießt in meinen Kopf, mir wird fürchterlich heiß. Wie peinlich!

„An was erinnert dich denn der Geruch?“ fragt er in sanftem Ton. Ich versuche mich zu konzentrieren, es klappt nicht. Ich kneif mich. Jetzt!

Bilder tauchen wieder auf.

Plötzlich schießt mir ein Gedanke in den Kopf: Zauseliges Haar im Winde!

„Ich hab´s! Du benutzt Drei Wetter Taft Gel? Richtig?“

„In der Tat... richtig“, sagt er verunsichert. „Woher weißt du das?“

Wieder gefasst, fragt er weiter: „Magst du diesen Geruch?“

„Und wie!“ bekenne ich nickend.

„Super! Lust auf nen Cocktail heut Abend?“ Er spürt wohl, dass ich angebissen habe. „Dabei kannst du in Ruhe den Geruch genießen. Ich werde für dich eine Extraportion Gel einkneten.“

„Ein- kne- ten...“ wiederhole ich verträumt. „In die zauselig wehenden Haare.“

Stille. „OK. 19.30 Uhr heut Abend vor dem Irish Pub.“ Ich hole tief Atem. „Wow! Sehr direkt! Aber perfekte Idee!“

Auf diese Weise bin ich noch nie an ein Date gekommen!

Alice Moustier

wurde 1986 am Niederrhein geboren. Sie wuchs in einer deutsch-französischen Familie auf und besuchte die Freie Waldorfschule Niederrhein und später ein Gymnasium. Sie studiert in Marburg. Dort ist sie Mitglied des Vereins Schreibwerkstatt Marburg e.V. Zurzeit arbeitet sie an einem Roman.

Nachbarschaft im Garten

Die Blaufichte Emilia erwacht aus ihrem Winterschlaf, gähnt noch einmal und sieht um sich. Sie steht in einem mittelgroßen Garten. Unter ihr haben sich schon Löwenzahn, Vergißmeinnichtblümchen und ab und zu ein paar wilde Tulpenblüten hervorgewagt. Unweit von der Emilie steht ein schon 70 Jahre alter Birnbaum, der bald in Blüte stehen wird, je nach Wetterlage. Früher war die Hauptblütezeit der Obstbäume und des Flieders der Mai, heute hat sich die Blüte der Natur um drei Wochen vorverlegt, also schon ab dem 10. April, wenn die Temperaturen übernatürlich hoch sind.

Der Birnbaum Erich ist auch schon munter, bemerkt erfreut seine vielen grünen Blätter auf seinen Zweigen, dann sieht er die Emilie an und sagt: „Grüß dich, Emilie. Endlich bist du aufgewacht, mir ist eh fad, wenn ich niemanden zum Plaudern habe. Wir sind die einzigen Bäume in dem Garten und der Besitzer des Gartens kümmert sich um uns beide wenig. Wie geht es dir, Nachbarin Emilia?“

Diese sieht ihn verdutzt an und sagt: „Danke, gut, Erich, und dir? Du bist schon so frühlinghaft in Grün gekleidet und die Blütenpracht auch auf dir. Fast beneide ich dich, denn bei meinen Zweigen ist noch

nichts Frühlingshaftes zu sehen, der Maiwuchs wächst bei uns Nadelbäumen erst ab Mai. Da siehst du dann den Unterschied zwischen den neuen Jungnadeln und den älteren, die sich farblich unterscheiden.“ Sie seufzt ein wenig, dann sagt sie gut gelaunt: „Macht nichts, wir haben dafür andere Vorteile. Auch wenn der Schnee auf unseren Ästen lastet, wir kommen recht gut durch den Winter. Außerdem wächst unter mir ein Ribiselstrauch, der wegen der geringen Sonne seine Beeren erst so ab dem 20. August trägt.“

Erich meint: „Ja so ist es. Wir sind unterschiedlich im Aussehen und was die Baumart betrifft. Du gehörst zu den Nadelbäumen, auf die gerne die Eichhörchen klettern und deine Zapfen bearbeiten und den Samen fressen; ich bin ein Obstbaum, der ungefähr ab dem 10. April in Blüte steht. Die Blüten werden von Wespen, Bienen und Hummeln umschwirrt und die fertige Frucht, die Birne, wird dann von den Wespen angestochen oder Amseln oder Spatzen picken die Frucht auf, auch Raben spitzen auf die süße Frucht, die dann fault und auf die Wiese fällt. Komisch ist es, das Ganze anzusehen, jedes Jahr wachsen auf meinen Zweigen eine Menge Früchte, die nicht alle gedeihen. So trägt jeder von uns beiden was Nützliches bei, ob für Tiere oder Menschen.“ Er schweigt und betrachtet sich selber lächelnd.

Emilie nickt zustimmend und antwortet: „Das Eichhörchen, du kennst es ja, für uns beide heißt sie Hanna, ist ja zeitweise sehr vorwitzig. Dauernd knackt sie an irgendwelchen Zapfen, die sich auf meinen Ästen immer wieder erneuern herum, um an die Samen zu gelangen. Auf deine Äste klettert sie auch, aber sie ist auf die Birnen nicht neugierig, die auf dir wachsen. Aber dafür die Raben, besonders der Herbert, der es auf deine saftigen Birnen abgesehen hat. Aber auf meinen Ästen sitzt er auch gerne und sieht um sich und antwortet in der Rabensprache seinen Geschwistern und Kollegen. Einige von ihnen, etwa tausend, fühlen sich hier in Wien in den Gärten und

Grünanlagen so wohl, daß sie gar nicht nach Rußland zurückfliegen wollen und hier bleiben. Ich habe nichts dagegen. Ich habe Raben gern.“

Erich bricht sein Schweigen: „Ja, auf meinen Zweigen sitzen gerne Amseln, Meisen oder Finken und Spatzen. Die Birnen reifen bei mir erst so gegen Ende Oktober, aber dann alle fast auf einmal, sie werden leider, wenn sie noch resch und grün sind, von den Wespen bestochen, Amseln picken an ihnen, dann faulen sie vorzeitig und fallen ins Gras, wo sie dann gänzlich ungenießbar werden und nur mehr in die Biotonne geworfen werden. Schade um dieses Obst. Oder andere Birnen werden unförmig und reifen schlecht und fallen auch auf den Rasen. Im Herbst werden dann meine grünen Blätter auf den Zweigen gelb und sterben ab, aber meine Äste und Zweige und der Hauptstamm leben mit ihren inneren Säften weiter und überwintern. Bei dir ist das anders, du trägst kein Blattgrün. Kein Obst fällt bei dir herunter, du bist ein Nadelbaum. Die Nadeln deiner Zweige bekommen den Maiwuchs, ein Teil deiner Äste vertrocknet. Aber sonst überwintert bei dir alles. Dir macht der Winter nichts aus, du trotzt ihm. Im Frühling, Sommer oder Herbst halten sich gerne auf deinen Ästen Raben auf und die Eichkaterchen klettern emsig auf dir herum, nach den Samen deiner Zapfen suchend.“

Emilie nickt beistimmend und meint: „Du kennst dich gut aus mit unserer Nadelbaumlebensweise und redest so als ob du einer von uns wärest. Das gefällt mir. Wir sehen verschieden aus, haben unterschiedliche Lebensart. – Uns Nadelbäume befallen leider gerne tierische Schädlinge so wie der Borkenkäfer, der unseren Baumstämmen sehr zusetzt. Aber auch ihr werdet von ihm nicht verschont, auch Apfel- und Birnbäume werden von ihm befallen. Trotzdem sind wir Freunde, verstehen uns gut und sind einander vertraut und gewohnt. Das wird immer so sein. Das ist nicht selbstverständlich. Auch Nadelbäume untereinander verstehen sich nicht immer so wie Föhren und Fichten,

deren mächtige Wurzeln sich gegenseitig unter der Erde beengen und die Nahrung wegnehmen. Aber bei uns wird das nie der Fall sein. Wir achten uns als Lebewesen. Immerhin gehören wir zur Gattung der Bäume. Es lebe unsere gute Nachbarschaft.“

Ein Luftzug bewegt sich durch ihren Baumwipfel, der sich in Richtung des Birnbaumes beugt, so als wolle sie ihm so ihre Achtung erweisen. Erich hat verstanden und winkt Emilie mit einem seiner Äste, deren grüne Blätter leise lispeln.

Erich sagt daraufhin freundlich zu ihr: „Ja, wir werden immer gute Freunde sein und jetzt bin ich müde und mache ein Nickerchen. Baba bis später.“

Emilie sagt: „Ja, gute Idee. Ich werde auch

ein wenig schlummern. Das Gespräch hat uns näher gebracht. Baba bis zur nächsten Plauderei.“

Aber den letzten Satz der Emile hört Erich nicht mehr, er ist bereits eingnickt.

Thilo Bachmann

von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist. Steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. Bevorzugte komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.

Fuchs, du hast die...

Es war kalt, die Bewohner der Häuschen agierten noch gottesfürchtig, liebten das sechste Gebot – ‚Du sollst nicht stehlen‘ – von ihnen selbst als heimliche Hymne erkoren, da sie glaubten, Gott schaue munter auf sie herab und registriere alles, was da vor seinen Füßen kreuchte und fleuchte. Deshalb wurden auch noch die Schuhe des Abends schon vor der Tür ausgezogen und standen nachts draußen, um keinen Schmutz ins Haus zu tragen. Bis, ja bis eines Tages ...

... ein Schuh verschwand, am nächsten Tag wieder einer, dann gleich zwei, und so ging das fort – Nacht für Nacht. Selbst Robby, der Anführer seiner Bande, kam am letzten Tag vor den Weihnachtsferien nur mit einem Schuh zur Schule, worüber alle lachten, obwohl er einen Schneestiefel

trug, den zweiten zog er dann aus der Tasche, um ihn anzuziehen.

Dann wandte er sich an seine Jungen. „Nachmittags unter der alten Eiche!“ befahl er knapp.

Die sechs Jungen, die zur Bande gehörten, kamen alle.

Robby eröffnete: „Mir unbegreiflich, dieser verdammte Schuhdieb! Dass den noch keiner geseh’n hat!“ sagte er und schüttelte missbilligend den Kopf. – Hier eine Liste, wo Schuhe fehlen – und immer nur einer!“ Er hielt einen Augenblick inne. „Wer braucht denn immer nur einen Schuh! Und keine Abdrücke vor den Türen! Gerüchte gibt’s genug, aber keiner weiß was Genaues! Versteht kein Mensch! Wer hat einen Vorschlag, wie wir den Dieb erwischen und der Polente übergeben?“

Prompt redete jeder gleich los. Der lange Justus berichtete schnell von fremden Leuten, die er im Vogelschutzgebiet herumschleichen sah. „Womöglich haben die die Latschen geklaut!“

„Ist aber doch ´ne leichte Beute – die Latschen vor der Türe! Und keiner passt auf!“

Oskar, der Kleinste, der sein Taschenmesser gezückt hatte, meinte eifrig: „Ja, ja, hier rennen so viele Urlauber rum!“

„War doch früher nicht so!“ giftete der lange Justus.

„Melden wir das lieber dem Herrn Wolf, dem Bürgermeister, und der Polente, die könnten den Klauer dann doch verhaften!“

„Und das Geld, was die ausgesetzt haben?“

„Die wissen das von den Schuhen! Doch der Dieb läuft noch immer rum! Wer weiß, wie die entscheiden! Wir machen das! Und das ausgesetzte Geld, das der Wolf versprach, hätten wir für die Bandenkasse! Alles, was wir jetzt machen, muss den Stempel unserer Meute tragen! Kapiert? Nicht nur Diebe und Mörder sind unberechenbar, auch wir sind es“, sagte Robby. – „Nein, das machen wir selbst!“

„Bestimmt kundschafet der Täter die Häuser vorher genau aus“, stellte der lange Justus mit verschränkten Armen altklug wie ein richtiger Kriminaler fest.

„Und ich kann schon nicht mehr schlafen“, meckerte Robby. „Also, wer hat einen Vorschlag, wie wir das machen können, das Schwein zu fangen und zu erledigen?“

Den Knaben sanken die Köpfe auf die Brust. Nur noch die geklauten Schuhe spielten eine Rolle. Und je mehr sie davon sprachen, umso mehr festigte sich in ihnen der Gedanke, dass sie es mit einem ganz gemeinen Dieb oder gar Mörder zu tun hatten.

„Wir können den Verbrecher nur nachts erwischen, weil immer nur nachts die Schuhe verschwinden!“ Der lange Justus holte tief Atem.

„Willst wohl solch einem Kerl auf die Schulter klopfen und sagen, er soll mitkommen – frisch-fröhlich in den Knast? Ich danke“, sagte der kleine Oskar ängstlich.

„Aber anders geht’s nun mal nicht“, stellte Robby nach einer Weile fest. Dieser entschlossene Satz passte so richtig zu diesem mutigen Jungen, der sich die Führung der Jungen erworben hatte.

„Wer kann heute Nacht raus?“ fragte er deshalb unverblümt.

In den Köpfen der Jungen herrschte zunächst totales Chaos. Aber nach einigem Zögern konnten alle!

So kam es also, dass ein halbes Dutzend Jungen des Nachts heimlich aus den Fenstern kletterte und sich zur nächtlichen Verbrecherjagd versammelte, sich über den Ort verteilte und auf den Dieb lauerte. Ein paar Sterne und etwas Mond schienen zwischen den Häusern. Jetzt flüsterten sie nur noch, und die Hälse mussten sie recken, um etwas zu erkennen. Die mitgebrachten Taschenlampen ruhten in den Hosentaschen. Stumm saßen oder hockten sie hinter den Bäumen. Bei jedem Geräusch stockte ihnen der Atem. Und es raschelte oft. Mit Unruhe im Leibe dachte jeder an den Dieb oder Mörder.

Was war das? Die Jungen hielten die Luft an. Sie dachten an die möglichen Folgen, wenn der Verbrecher vielleicht gleich auf sie schießen würde! Dann hörte das Rascheln auf, und die lauschenden Jungen atmeten erleichtert auf, nicht nur, weil kein Räuber hinter den Häusern hervor kam, sondern auch weil es endlich wieder ruhig war und das ganze Unternehmen nicht mehr so gefährlich schien.

Doch da raschelte es wieder. Die Jungen hatten Mühe, etwas zu erkennen, aber zu sehen war nichts in dieser Dunkelheit. Der lange Justus musste husten, wollte es mit aller Macht unterdrücken, doch dann prustete er wie ein Walross los. Wütend sah ihn Robby an. Sofort erwarteten sie eine wilde Schießerei. Doch keine Kugel pfiff um ihre Köpfe. Trotzdem blieben sie hinter den Bäumen hocken und trauten sich nicht hervor.

Aber gleich erschrakten die Jungen wieder. Dicht an den Boden geduckt huschte etwas davon. Der kleine Oskar war kreidebleich geworden, aus seinem Gesicht wich

sämtliche Farbe, obwohl das keiner sehen konnte.

Was jetzt langsam kam und sichtbar wurde, war für die sechs Jungen ebenso verblüffend wie aufregend.

Die Taschenlampen blitzten auf. Die Häuse reckten sich. Der lange Justus nickte ununterbrochen vor Aufregung.

„Keine Angst, Justus! Was dort davonhuscht, ist bloß ein Tier.“ Was da davon rannte, war ein Tier, das wie geheimnisvoll einen länglichen Gegenstand im Maul versuchte wegzuschleppen.

„Das ist ja ein Fuchs!“ rief der lange Justus plötzlich. „Los, hinterher!“

Aber so sehr sie auch hasteten, das Tier hatte sich schon verkrochen und blieb verschwunden.

Nach einer Stunde des Suchens piff Robby seine Band zusammen. „Lasst das, Jung'ns, das Viech ist sowieso verschwunden!“

Die Jungen schwiegen, weiteres Suchen schien ihnen sinnlos. „Morgen, nach der Schule, wieder an der ollen Eiche!“ befahl Robby.

Der Nachmittag nach der Schule begann damit, dass die sechs Jungen unter der alten Eiche auf ihren Anführer warteten. Ihnen stand noch die vergangene Nacht vor Augen, die noch immer eine Menge Gesprächsstoff bot, obgleich sie es bereuten, den Fuchs nicht gefangen zu haben.

Mein Gott, war das eine Aufregung gewesen! Bei diesem Thema schwitzten sie noch immer, auch wenn frischer Schnee gefallen war.

„Robby könnte nun langsam kommen“, maulte einer unlustig.

„Ich war noch unterwegs“, sagte er, als er mit dem Förster gleich darauf um die Ecke bog. „Ich habe Herrn Fürst, unseren Förster, gleich mitgebracht.“ Robby tat, als wäre das selbstverständlich, den Förster gleich hierher an die alte Eiche zu bugsieren.

„Wir müssten alle die Schuhrettungs-medaille kriegen, Herr Fürst“, tanzte der

kleine Oskar um die alte Eiche, „denn wir haben den Dieb entdeckt!“

„Ein Fuchs also, wie mir Robby erzählte, hat einen Schuh weggeschleppt.“ Der Förster lächelte. „Womöglich hat der aber das gar nicht alleine gemacht.“

An diese Möglichkeit hatte überhaupt keiner gedacht. „Das waren bestimmt mehrere Jungfüchse zusammen.“

Ein paar Sekunden saßen sie schweigend da und flochten ihre Finger ineinander. „Noch ist aber kein Stück der Beute, also von den Schuhen, aufgetaucht.“

„Aber wie kommt denn das, Herr Fürst, dass Füchse Schuhe klauen, die sie ja nicht gebrauchen können?“

„Tja, Jungens, gewöhnlich ist das natürlich nicht, aber so ungewöhnlich ist's nun auch wieder nicht. Ihr müsst euch das aber so vorstellen: Auf ihren Streifzügen haben die Füchse die Schuhe zum Spielen entdeckt, dann geräubert und sie so mitgenommen. Die Tiere haben wie eure Hunde – wer einen hat, der weiß das – einen großen Spieltrieb, und so ging das los, was die Menschen als ‚Klauen‘ bezeichnen. Für gewöhnlich machen die Jungen es ihrer Mutter nach.“

„Schweißtreter klauen?“ lachte Oskar. „Macht meine Mutter nicht!“

„Witzbold! – Aber die waren besonders erfolgreich.“

„Der Schweißgeruch macht den Füchsen nichts aus, Oskar!“ Auch der Förster lachte. „Brillant, nicht wahr? Braucht euch nicht darüber zu wundern, Jungens, im Gegenteil, der lockt sie noch an“, fügte er hinzu, indem er ruhig in die Gesichter der Jungen sah.

„Trotzdem möchte ich wissen, wo die ganzen Schuhe jetzt sind!“ rief der lange Justus dazwischen.

„Man müsste sich einen Durchsuchungsbeschluss für alle Fuchsbaue besorgen“, lachte der kleine Oskar.

„Den brauchen wir nicht, wir gehen einfach in den nahen Wald, und ich zeige euch, welche Fuchsbaue ihr ausgraben dürft.“

„Das wissen Sie?“

Hinter dem Förster pendelten seine Kurzhaardackel herum.

„Natürlich, weil ich doch viel im Wald mit meinen Waldis bin. Und da muss alles immer wieder überprüft werden. Möglich ist bei unseren Füchsen alles, Jungens!“

Statt nun Pilze zu sammeln, marschierten die Jungen mit dem Förster in den Wald und suchten die Latschen, Sandalen und Schuhe der Bewohner ihres Ortes. So oder so, jedenfalls hatte jeder Junge einen Spaten oder eine Schaufel auf der Schulter, um die dörflichen Fußschätze ihrer Bewohner aus der Erde zu buddeln.

Schon in den ersten Bau, den der Förster den Jungen zeigte, griff der lange Justus hinein und angelte einen Schuh heraus.

„Da ist ja einer!“ rief er im Kauern vor der Höhle und im ersten Moment halb tot vor Aufregung.

Der Förster lächelte leicht.

„Irgendwie verrückt“, murmelte Justus dann, „Füchse, die Latschen klauen!“ Und gleich angelte er noch einen Schuh aus dem Bau. Die Kurzhaardackel drängelten neben Justus' Arm in die Höhle. Die kurzen Beinchen wühlten sich tiefer.

„Nun, gehen wir weiter, da finden wir bestimmt noch vieles!“ sagte ruhig Herr Fürst und ging zufrieden weiter, nachdem er die Spuren begutachtet hatte. Noch war es kalt, und im Schnee hatten die Tiere viele frische Abdrücke hinterlassen.

Der Förster untersuchte einen weiteren Fuchsbau.

„Ich ahne“, sagte er dann etwas geheimnisvoll, „hier werden wir sicher viele finden. Das verrät mein Kennerblick.“

„Eine bodenlose Frechheit von diesen Viechern! Kurz vor Weihnachten uns die Schuhe zu klauen!“ fluchte Robby, dem ja auch einer gestohlen worden war.

Schweigsam gingen die Jungen ans Graben, denn den klugen Gedanken des Försters nahmen sie sehr ernst. Und es gab

für sie nicht den geringsten Zweifel, dass Herr Fürst sich hätte täuschen können. Und kaum hatten sie die letzte Kammer freigelegt, quollen ihre Augen über. Der lange Justus reichte Robby Schuh für Schuh; am Ende zählten sie über 50.

„Fröhliche Weihnachten“, flüsterte der kleine Oskar, „verlasst euch drauf, ich komme gleich wieder, hole nur ein paar Säcke!“

Endlich erschien der Kopf des kleinen Burschen wieder auf der Bildfläche, unter den Armen ein paar Säcke, in die er nun die bisher gefundenen Schuhe einsackte.

Erstaunt nahm man in der Umgebung zur Kenntnis, was die Jungenmeute geleistet hatte, und schnell hatte es sich im Ort herumgesprochen, dass auf dem winzigen Marktplatz, auf dem der Weihnachtsmarkt stattfand, heute unter der aufgestellten Weihnachtstanne, die geschmückt mit Kugeln und Lametta, große Schuhbesichtigung sei, und ein jeder könne das mitnehmen, was ihm an seiner Fußbekleidung seit einiger Zeit fehlte.

Holger Hartenstein

1940 in Meißen geboren, derzeitige Tätigkeit Honorar Dozent im Europäischen Bildungswerk für Beruf und Gesellschaft für Germanistik und Kommunikationswissenschaften. So auch meine Studienrichtungen.

Seit 1972 wohne und arbeite ich in Halle/Saale und in Bennstedt, unweit Halles. Schreibe Gedichte und Kurzgeschichten, von denen einige gedruckt wurden, aber auch literaturtheoretische Veröffentlichungen. Neben der Literatur großes Interesse für klassische Musik – die Italiener, Beethoven und Chopin insbesondere.

In einem alten Haus

Seit fünf Jahren wohnt Sulejha nun schon in dem alten Haus in der Zimmer-Küche-Kabinetttwohnung. Das Wasser und WC befinden sich auf dem Gang.

Suleijha ist 48 Jahre alt und verwitwet. Ihr Mann ist voriges Jahr an Lungenkrebs gestorben. Die Eltern sind schon lange tot. Aber es gibt dauernd Streit mit einer Nachbarin namens Danica, denn diese behauptet, daß Sulejha das Geschirr am Gang abwasche. Das ist aber nicht wahr. Sie holt lediglich das Wasser in verschiedenen Reindln, denn sie möchte immer frisches Wasser haben, wenn sie sich was kocht. Und vom Kochen versteht sie etwas, das muß man ihr lassen. Danica beschimpft auch manchmal Sulejha; diese geht dann in ihre Wohnung und weint. Einmal hatte Sulejha einen Traum. Sie träumte, sie geht mit einem großen Wasserschaffel mit kochendem Wasser von der Wasserleitung am Gang in ihre Wohnung. Plötzlich kommt Danica aus der Wohnungstüre. Das Wasserschaffel mit dem kochenden Wasser wird immer schwerer. Und nun schüttet Sulejha das heiße Wasser über den Kopf von Danica. Diese schreit laut, so daß alle Nachbarn aus ihren Wohnungen kommen. Nun würgt Danica Sulejha. Endlich kommt Elfriede den Gang entlang. Sie hat eine große Tube mit Salbe und salbt Danica die Brandwunden ein.

Der Bruder von Elfriede verbindet den Hals von Sulejha. Alle Nachbarn gehen in ihre Wohnungen. Aber Danica beschimpft Sulejha wieder: „Eines Tages bringe ich dich um, du Türkin, du verlotterte!“

Suleijha erwacht schweißgebadet. Es ist 5 Uhr früh. Sie muß auf die Toilette hinaus und sieht sich um. Sie wird von Danica beobachtet. Danica raucht fast ununterbrochen und Sulejha wünscht ihr ein Lungenkarzinom und ein Raucherbein.

Noch eine Stunde kann sie sich ins warme Bett legen, dann muß sie sowieso aufstehen. Um sieben Uhr ist Arbeitsbeginn. Sie arbeitet in einer Damenschneiderei in der Lindengasse. Sulejha ist sehr beliebt bei ihren Kollegen und Kolleginnen. Beim Betriebsausflug hat sie einen etwas jüngeren Zuschneider kennengelernt. Er möchte sie wiedersehen. Aber der Traum von Danica läßt sie nicht in Ruhe.

Hastig frühstückt Sulejha, dann verläßt sie um halb sieben die Wohnung. In der Firma erzählt Sulejha ihrer Freundin Doris ihren schrecklichen Traum

Diese meint: „Um Gottes Willen, laß dich nicht einmal zu irgend einer Tat an dieser Jugoslawin hinreißen, du könntest es später bereuen.“

Aber Sulejha denkt im Stillen doch an eine baldige Beseitigung Danicas.

Es vergehen zwei Wochen. Sulejha ist inzwischen einmal mit ihrer Freundin Doris und dem Kollegen am Abend ausgegangen. Sie sind im Stifstkeller gewesen, haben gut gegessen und getrunken, ungarische Musik gehört, es ist spät geworden; doch den Traum von Danica hat Sulejha noch nicht vergessen. Sie wird vom Kollegen mit dem Auto heimgebracht.

Freitag kommt Sulejha früher von der Arbeit nach Hause, denn jeden Freitag ist Frühschluß. Sie hat schon für's Wochenende eingekauft. Diesmal hat Sulejha ihre Freundin Doris, den Kollegen von der Firma Michael und ihre Nachbarin Elfriede für Samstag in ihre Wohnung eingeladen. Sulejha will zu Hause ihren Geburtstag feiern. Doris und Elfriede werden selbstgebackene Mehlspeisen mitbringen. Sulejha wird Mercimekcorbe, Köfte, Kisir, Kizartina und Kazandibi zubereiten. Sie freut sich schon auf

Samstag.

Als Sulejha die Stiege hinaufgeht, scheint das Haus wie ausgestorben. Auch Elfriede ist noch nicht zu Hause, denn es stecken Prospekte an der Tür. Sulejha sperrt ihre Wohnungstüre auf und geht in ihre Wohnung hinein. Sie muß noch aufräumen, staubsaugen und durchlüften. Die Küche ist blitzsauber, nur die Tasse vom Frühstück muß abgewaschen werden. Sulejha singt ihr Lieblingslied Morenica, Aman... Minouch. – Es ist ein altes Lied der Sefarden.

Plötzlich riecht es vom Gang her verbrannt und Rauch qualmt aus der Wohnung von Danica. Das Küchenfenster ist halb geöffnet. Herr Oseim kommt aus seiner Wohnung. Und schon sieht er das Feuer in der Küche von Danica. Jetzt läuft alles sehr schnell ab. Frau Fleischer ruft den Feuerwehrnotruf an. In ein paar Minuten ist diese auch schon an Ort und Stelle. Die Männer müssen Atemschutzgeräte anlegen. Sie bahnen sich mit dem Wasserschlauch einen Weg in das

Flammeninferno. Nach 15 Minuten ist das Feuer unter Kontrolle. – Aber Danica ist nicht mehr zu retten. Vermutlich ist sie mit einer glühenden Zigarette in ihrem Bett eingeschlafen.

Suejha sitzt zwar der Schreck in den Gliedern, doch sie atmet tief durch. Niemand wird sie mehr eine verlotterte Türkin nennen. C'est la vie. Zigmal hat Sulejha die Danica schon in Gedanken getötet.

„Morgen ist mein Geburtstag“, sagt Sulejha halblaut zu sich, – und niemand wird die Fete stören.“

Elfriede Camilla Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitete als Damenschneiderin und ist jetzt im Ruhestand. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Segeltörn

Das dunkle Hafengewässer dümpelte und gluckste unter dem Rumpf des Segelbootes. Das Boot lag am Anleger im Binnenhafen. Heinz und Gerhard hatten einige Kisten an Bord gebracht, die sie auf der anderen Seite des Dollarts abzuliefern hatten. Sie warteten auf Silke, die mitfahren wollte.

Schließlich kam sie heran gerauscht. Schon von weitem sahen sie sie, mit ihrem blauen Seemannspullover, der aber eng genug anlag, um ihre Figur zu betonen. Um den Hals hatte sie ein kariertes Tüchlein

gebunden. Dazu trug sie Jeans, die ebenso eng saßen.

„Hallo, ihr zwei“, rief sie und war im Begriff, an Bord zu klettern. Beide mochten Silke und ihre Blicke sprachen Bände. Gerhard, dem das Boot gehörte, wollte keine Peinlichkeit aufkommen lassen, reichte ihr die Hand und sie stieg ins Schiff.

„Dann wollen wir mal ablegen“, meinte Gerhard, trat an den Rand des Bootes und löste die Leinen, mit denen das Boot am Steg festgemacht war. „Halte du das Ruder“, rief er Heinz zu, „Du weißt ja,

wie´s geht!“ Der Wind stand günstig und würde sie ans Ziel bringen.

Heinz setzte sich ans Heck. Dann brachte Gerhard das Hauptsegel heraus, wobei ihm Silke zur Hand ging. Anschließend setzten sie sich auf die Steuerbordseite. Heinz sah es mit eifersüchtigen Blicken. Dann setzte Gerhard das Focksegel.

Sie glitten durch den Binnenhafen. Heinz drehte seinen Kopf. Der Bug des Bootes tauchte nun ins Wasser und Gischt spritzte ihm ins sonnengebräunte Antlitz. Er schmeckte Salz, als er an den Lippen leckte.

Bald erreichten sie den Außenhafen. Die Sonne brannte auf die drei hernieder und Heinz hatte seine Windjacke ausgezogen, da er schwitzte. Dann ein lautes Tuten. Ein Fährschiff war ungesehen von hinten heran gekommen.

„Was machst du denn?“ rief Gerhard von der Seite und stürzte auf Heinz zu. Schnell legte er das Ruder um und das Boot drehte Richtung Ufer. Das Hauptsegel schlug herum und das Focksegel knatterte. Fast hätte es Silke erwischt, die aufgesprungen war. Doch sie konnte sich mit einem zweiten Sprung zur Seite retten. Das Ausweichmanöver klappte und die Fähre rauschte an den dreien vorbei.

„Das ging gerade noch mal gut“, sagte Gerhard, schimpfte vor sich hin und übernahm das Ruder, während Silke die Fock wieder richtete. Sie verließen jetzt

den Hafen und kamen in das offene Wasser der Meeresbucht. Der Wind stand gut und die Segel blähten sich. Die Sonne schillerte im Wasser.

Auf dem Rest der Fahrt passierte nichts weiter. Nur nahm Gerhard Silke ein paar Mal in den Arm und sprach leise mit ihr. Heinz quittierte es mit giftigen Blicken. Schließlich kam auf der anderen Seite die Silhouette von Ditzum, mit seinem Kirchturm und der Windmühle in ihr Blickfeld.

Die Ortschaft rückte immer näher und bald legten sie dort an. Sie machten das Boot an der Kaimauer fest, holten die Segel ein und banden sie fest. Es roch nach Fisch. Silke verabschiedete sich, denn sie hatte ihr Auto hier am Hafen stehen.

„Bis heute Abend“, rief Gerhard ihr zu und gab ihr einen Kuss auf den Mund.

Silke nickte. „Dann bis heute Abend.“

Sie ging und verschwand um die nächste Straßenbiegung, und die beiden Männer begannen damit, die Kisten ans Ufer zu bringen. Dabei sprachen sie kein Wort. Erst später, als sie mit dem Auto nach Hause fuhren, sprach Heinz Gerhard auf Silke an.

„Sie muss ja selbst wissen, mit wem sie von uns gehen will“, sagte Gerhard.

Heinz antwortete nicht und schaute aus dem Autofenster. So fuhren sie heim, ohne auch nur ein Wort miteinander zu sprechen.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Der Vogel

Ihr Weg führte sie hinaus aus der Stadt. An der Fußgängerampel ein letzter Halt. Drüben dann weiter, die Sackgasse hinunter bis zum See.

Ein Jogger keuchte mit abgestöpselten Ohren im Takt seiner Musik an ihnen vorbei. Eine Hundebesitzerin telefonierte mit angestrenzter Stimme, während sie von ihrem angeleinten Mischling langsam weiter gezogen wurde. Hinter dem Wendekreis betraten sie endlich Waldboden.

Beide schwiegen. Lars schaute gelegentlich nach oben, wo hinter kahlem Geäst die Wolken über den Himmel flogen. Katja hatte die Hände in die Taschen ihrer neuen Daunenjacke vergraben. Sie sah beim Gehen nach unten auf den Boden, der in den letzten Tagen aufgetaut war und jeden ihrer Schritte mit einem leisen Schmatzen begleitete.

An der Weggabelung schlugen sie, ohne sich abstimmen zu müssen, den oberen Weg ein, der später zur seewärtigen Seite der Klinik führte. Gelegentlich erlaubten die im Sommer dicht bewachsenen Bäume nun einen Blick auf das leicht bewegte Wasser, das wieder frei von Eis war.

Sie kreuzten die alte Allee, die den Klinikgästen einen beschaulichen Weg hinunter zur Bucht ermöglichte, und hielten inne. Auf dem Boden lagen Sägespäne, da Forstarbeiter erst kürzlich die Kronen der Bäume gestutzt hatten. Unten schimmerte das Blau des Sees. Katja sah Lars kurz in die Augen, ein zaghaftes Lächeln flog über ihr Gesicht, und kurzentschlossen lief sie die Allee hinab zum Ufer.

Die Sägespäne mischten sich beim Laufen mit dem Matsch der aufgeweichten Erde, die Stufen der grob gezimmerten und etwas morschen Treppe weiter unten waren nass und glitschig, sodass sie fast ausgeglichen wäre. Nur noch die Böschung hinunter, an der großen Kastanie vorbei,

und schon stand sie etwas atemlos am Ufer, während Lars ihr schwerfällig folgte. Katja schaute sich um. Im aus Draht geflochtenen Mülleimer lag eine leere Flasche Sekt. Die Badewiese war jetzt aufgeweicht und sah wenig einladend aus. Aber im Sommer lagen hier bunte Handtücher und Taschen durcheinander, während unten am kleinen Sandstrand Kinder Sandkuchen buken und ihr helles Lachen in der Luft lag, ein Lachen, wie Katja es auch einmal gehabt hatte.

Lars trat neben sie und verschnaufte mit auf die Knie gestützten Armen. „Tot“, sagte Katja nur. Lars verstand nicht gleich, was sie meinte, bis auch er den Wasservogel wahrnahm, der leblos zu ihren Füßen lag. „Ein Blesshuhn“, stellte er fest und sah Katja in die Augen: „Wollen wir es begraben?“

Katja schossen Erinnerungen durch den Kopf, die alte Eiche im elterlichen Garten, deren Fuß im Laufe ihrer Kindheit zur Ruhestätte für zwei Hamster, ein Meerschwein und einen Wellensittich geworden war. „Ja“, antwortete sie.

Sie suchten sich jeder einen Stock als Schaufelersatz und machten sich daran, eine bereits vorhandene Vertiefung im Boden zu vergrößern. Feuchte Erdbrocken, kleine Steinchen und morsches, zerfallenes Holz wuchsen rasch an zu einem kleinen Haufen neben dem Grab, in das Lars etwas umständlich mit Hilfe eines Taschentuchs das tote Blesshuhn legte. Er stand Katja gegenüber und rätselte, was hinter ihrem ausdruckslosen Antlitz vor sich gehen mochte.

„Nun kann er schlafen“, sagte sie nach einem kurzen Moment und begann, den Haufen Erde auf den toten Vogel zu schütten. Lars half ihr dabei und drückte anschließend die lockere Erde mit seinen Schuhen fest.

„Gehen wir?“ fragte er Katja, die wortlos nickte. Er wollte gerade den Rückweg einschlagen, hinauf zur Allee, als Katja ihn

am Ärmel festhielt: „Lass uns heute unten lang gehen“, bat sie ihn. Lars war einverstanden und ging voran. Obwohl sie früher so viel Zeit hier verbracht hatten, war der Weg am Ufer des Sees entlang für beide neu. Er war im Sommer dicht bewachsen, voller Mücken und so schmal, dass man streckenweise hintereinander gehen musste.

„Du warst weg“, sagte Katja nach einer Weile hinter ihm. Lars blieb stehen, drehte sich zu ihr um und sah sie an: „Ich weiß. Es tut mir leid.“ Katja wich seinem Blick aus, drückte sich an ihm vorbei und lief weiter den schmalen Pfad entlang, bis sie

erneut die Weggabelung erreichten. Sie konnten nun wieder nebeneinander gehen und verließen allmählich den Wald.

„Ich bin jetzt da“, sagte Lars etwas unvermittelt und versuchte, seiner Stimme Wärme zu verleihen: „Ich habe dich vermisst.“

Katja sah ihn kurz an und nahm im Gehen einfach seine Hand: „Ich dich auch.“

Katjas Griff war fest und tat fast ein bisschen weh. Aber Lars sagte nichts. In der Ferne war bereits der Wendekreis am Ende der Sackgasse zu sehen, und er hielt das erste Mal seit vielen Jahren wieder die Hand seiner Tochter.

Boris Semrow

Ich bin am 27.04.1964 in Berlin geboren. Nach der Schule machte ich eine Ausbildung zum Krankenpfleger und arbeitete einige Jahre in diesem Beruf. Es folgte der Zweite Bildungsweg, dem sich ein Studium der Germanistik anschloss (M.A.). Nach verschiedenen Tätigkeiten bin ich seit drei Jahren wieder in meinen ehemaligen Beruf zurückgekehrt und leite derzeit den Wohnbereich eines Seniorenheims. Ich habe zwei Kinder.

Wunderbare Kindheit

Was für ein Wetter!
Wolkenloser Himmel,
Windstille,
Wärmende Sonne.
Wir wollen zelten.
Wolldeckenwohnungen auf der Wiese,
Wäschestangenfußballtore,
Wasserpistolenduelle in Mutters Waschwanne,
Witzige Wackelbildchen,
Wundertütenbildchentausch,
Waldmeisterbrauseprickeln in der hohlen Hand,
Wellensittichgeplapper von der Veranda,
Wohlschmeckendes Waffeleis,
Wespenfurcht.
Wolfgang! Raufkommen! –
Warum denn jetzt schon, oohh? –
Wir wollen abendessen. –
Wiederseh'n, Waltraud!

Hans-Jürgen Gaiser (Han Yu)

geboren an einem Sonntag im Jahre des Drachen, 1952, in Heidenheim an der Brenz. Nach Bundeswehrdienst (Sanitäter) Studium der Luft- und Raumfahrttechnik an der Universität Stuttgart. Ab 1979 Arbeit in der Forschung und Entwicklung in einem Stuttgarter Automobilunternehmen.

All die Jahre Entwicklung der Interessen und Fähigkeiten in Musik und Literatur. Spiele seit dem 12. Lebensjahr Gitarre, von Rock, Blues, internationalem Folk bis zur Klassik.

Seit 10 Jahren Mitglied in einem deutschsprachigen aber internationalen Verein zur Pflege der Kunst und des Humors. Ca. 15 Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Gedichtbänden. Dritter Preis bei einem Gedichtwettbewerb.

das felsgestirn der liebe erforschen

hinabsteigen zur grotte
in der unser traum sein küssen bestickt
sich auflösen im algenreigen grüner sehnsucht
mit den fischen durch die meere der hoffnung ziehen
auf den wogen tanzen schaum gebären
die endlosigkeit des windes küssen
wandern durch die verwünschten schluchten
sandgepeinigter stürme des begehrens
perlen finden in den herzen chaotischer wüsten
tau lecken von der zunge eines stolzen farns
zwischen moosen und flechten meditieren
verblendeten sonnen den kristall ihres atems entreißen
schwelgen in den schmerzen einer sterbenden taube
unruhe verspüren unter den händen der nachsicht
über die wiesen galoppieren wie animalischer lendenschweiß
sich räkeln im schlamm lauwarmer ejakulate
den duft der blume mit rubinen verzehren
die harmonie des augenblicks scharfsinnig sezieren
kaltblütig das auge der rose entweihen
endlich im schoß der erde versinken
für immer verharren

und dann...

und dann...

und dann!

Michael Johann Bauer

**29.06.1979 in Schrobenhausen, Deutschland, lebt als Umweltpädagoge in Brunnen, Deutschland. Hat Forstwirtschaft in Weihenstephan, Freising, studiert und sich danach auf Pädagogik spezialisiert. Die Poesie des Absoluten ist sein Leben, seine Liebe, seine Leidenschaft. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien, zuletzt: „alltag“ (Gedicht), Bonn 2010, in der Literaturzeitschrift „Dichtungsring“ Ausgabe 39; „Der Worthauer“ (Kurzgeschichte), Hitzacker 2010, in der Literaturzeitschrift „phantastisch!“ Ausgabe 39; „Flucht, nach vorn“ (Kurzprosa), Berlin 2011, in der Kurzprosaanthologie „Kühner Kosmos“, die im Rahmen eines Wettbewerbs entstanden ist.*

Erwacht

Mit seinem Bild
vor meinen Augen
bin ich erwacht
aus einem Traum
der mich aufgewühlt
in die Kissen zurück sinken ließ.

Sein Blick liebevoll,
Lachen spitzbübisch,
Zwinkern,
Regu

Die postdemokratische Lösung

Frei nach Bertolt Brecht

Nach den zahlreichen Demonstrationen
Ließ die Regierung per Pressesprecher
Überall verkünden, posten und auch bloggen,
Teilt allen recht freundlich mit, dass das Volk
Die freien Märkte gar furchtbar verschreckt habe
Und nur marktkonforme Demokratie
Es wieder bessern könne. Wäre es da
Nicht doch einfacher, der freie Markt
Löste das Volk auf und
Kaufte ein neues?

Philip J. Dingeldey

Ich bin 1990 in Nürnberg geboren und wohne derzeit in Hersbruck. Nach dem Abitur im Jahr 2010 begann ich an der Universität Erlangen-Nürnberg ein Studium der Geschichte und Politikwissenschaft. Nebenher besuche ich aber auch Veranstaltungen der Journalistik und Philosophie.

Weiterhin war und bin ich für verschiedene Medien als freier Mitarbeiter und Autor tätig, so auch für die „Hersbrucker Zeitung“, die „Nürnberger Nachrichten“, den „Straßenkreuzer“, „Die ZEIT“ und die „Nürnberger Zeitung“. So habe ich bisher verschiedene Essays, Kommentare, Reportagen, Portraits, Berichte, Videomoderationen und Umfragen für diese Medien verfasst. Auch habe ich schon beim Grin-Verlag Essays und wissenschaftliche Fachaufsätze in Buchform veröffentlicht und einen Kommentar für Deutschlandfunk-Online geschrieben. Weiterhin habe ich schon in verschiedenen Anthologien und Literaturzeitschriften Gedichte und Erzählungen veröffentlicht. Außerdem ist 2011 mein eigener Parabelband „Von berstenden Hirnen und schwarzen Gewändern“ erschienen.

Gereift

Besonnen nachdenklich gestimmt
Respektvoll selbstbewußt bestimmt
Erfahren abgebrüht gemäßigt
Meinungsbildend und gefestigt
Bedächtig anmutend verletzlich
Einsichtig würdig gesetzlich
Geheimnisvoll und reflektierend
Verständnisvoll und inspirierend
Vertrauenswürdig respektiert
Wissensreich und sehr versiert
Demütig mit offenem Herzen
Humorvoll aufgelegt zu Späßen
Eindrucksvoll mit feinem Geist
Sehr belesen viel gereist
Entspannt und ruhend in sich selber
Wie tausend Jahre alte Wälder

Friedrich Frieden
lebt in der Nähe von Stuttgart. Studium der Theaterwissenschaften, Philosophie, Neueren Deutschen Literatur, Ethnologie und Soziologie in Heidelberg und Berlin. Anschließend Arbeit als Taxifahrer, Kameramann, Cutter und Musiker. Gründer des Musiklabels mit Verlag: >Friedrich Frieden< Diverse Veröffentlichungen in den Bereichen Musik und Lyrik.

, Vielleicht‘

Vielleicht ist Geben seliger als Nehmen
Vielleicht verhält es sich auch andersrum
Sollt man sich mühen oder doch bequemen
Die Stimmungs-Pegel pendeln zwischen redgewandt und stumm

Vielleicht ist vieles e c h t gelaubte frommer Wunsch
Vielleicht verwechseln sich die Wirklichkeiten
Im Wechselbad zwischen Kranberger und Punsch
Gehe ich mit leisem Blick durch laute Zeiten

Vielleicht fällt eines Tags vom Baume der Erkenntnis
Die Einsicht, daß die Einsicht manchmal trägt
Und dieses wäre was wie eine Art Geständnis
Das sich in Nöten um die eigene Achse biegt

S o sieht man Dieses, Jenes und auch Allerlei
Ist aufgebracht, ist leer, entzückt, benommen
Bespricht Fragmente aus dem Alltagslebensbrei
Und hat sich emsig Ausflüchte ersonnen

Vielleicht ist eins der Worte, die mir liegen
Vielleicht läßt Raum für Fragen, WiderSprüche
Vielleicht hat nichts im Sinn mit Siegen
Nichts mit dem Schmutz aus der Gerüchteküche

Vielleicht entläßt den Augenblick ohne Konturen
Vielleicht liegt eher leicht als schwer im Magen
Vielleicht vermeidet BesserWisserSpuren
Möchte fixerweise sich vertagen

*Geschrieben
23.07.2011*

Essen/ Ruhr

*Arno
Peters*

Rezension „Schattenpalaver“ von Norbert Sternmut

Wortschöpfungen und das Spiel mit der Vieldeutigkeit der Sprache machen diesen Lyrikband von Norbert Sternmut aus sprachlicher Sicht erfrischend. Da gibt es Seelenstaubsauger, Steinschimmer, eine bewölkte Herzkammer und jemand ist abgemuttert. Es geht um zwischenmenschliche Beziehungen, aber auch um die Beziehung des Menschen zu sich selbst. Die niedergedrückte Stimmung kontrastiert mit der sprachlichen Frische. Die angesprochenen Hoffnungen sind schon zerbrochen, die besungenen Lieben bereits vergangen, eine allgemeine Erschöpfung liegt über dieser weiten lyrischen Landschaft. Häufig fließen Blut oder Tränen, wird in Gehirnen herumgestöbert und Gräber dekorieren den Hintergrund.

In einem eigenen Teil enthält das Buch unter dem Titel „Brennstabn“ Wortexperimente, die wundersamerweise eben doch verständlich sind, obwohl manche Buchstabenfolge nicht im Duden steht. Hier wird gespielt mit der Fähigkeit unseres Gehirns, Sinn in scheinbar Unzusammenhängendes hinein zu interpretieren und daraus Bilder zu erzeugen. Beispielsweise hier:

Bruchstabn

*Brennstabn, sturmsichelnd,
Es, ab, die Grütze.*

Redegewand,

Hitzewallend,

*Es grübt sich ein,
Der Rabenschwarz*

In den Falsblock,

Fücht sich der Blome,

Der Faser der Blamme,

Die sich abendlich

Grümmt vor der Stund.

POP Verlag, 2012
Taschenbuch, 108 Seiten
ISBN 978-3-86356-032-4
14,50€

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension „Erlesen Aufgelesenes“ von Gerd Egelhof

„Erlesen Aufgelesenes“ ist ein neuer Band von Gerd Egelhof mit 66 Gedichten. Durch die vier Jahreszeiten begleitet uns dieser Gedichtereigen. Im Herbst sind die Zeiten nicht nur für die Drachen, sondern auch für die Enten stürmisch, Weihnachtsdüfte ziehen durch das Buch, im Frühjahr posiert die Faschingsprinzessin und am Sommerhimmel gleiten Falke und Segelflugzeug einträchtig nebeneinander. Es geht um Menschen und um das Schöne am Leben; was nicht schön ist, über das amüsiert sich Gerd Egelhof. Da sägt ein schnarchender Ehemann ganze Wälder ab oder der Strom fällt aus, Grillen veranstalten einen Gesangsabend. Auch

Essen und Trinken spielt eine Hauptrolle im Café, Biergarten und Restaurant. Besonders beeindruckend finde ich die Beschreibung des Schokoladenzimmers und seiner Bewundererin. Aber auch der nachtwandelnde Mond und flauschige Wolken segeln durch diesen stimmungsvollen Band.

Verlag: Make a book, 2012
ISBN 978-3-943054-10-1
Taschenbuch, 94 Seiten
9,80 €

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension „Kurz und bündig – Begegnungen“ von Karl Farr

In dieser Sammlung kurzer Schilderungen beschreibt Karl Farr in seiner gewohnt treffsicheren Art Begegnungen zwischen Menschen. Diese Menschen sind alle unterwegs, auf mehr oder weniger weiten Reisen durch diese unsere Welt. Sie fahren mit dem Zug, per S-Bahn, ihrem Motorrad oder einem Leihfahrrad, fliegen mit dem Flugzeug oder sind zu Fuß. Lebenswege überschneiden sich zufällig, trennen sich danach wieder, hinterlassen aber Spuren. Und manchmal entsteht eine Freundschaft. Diese Begegnungen sind zumeist freundlich und friedlich, nur in Einzelfällen knallt es.

Und was hat der Leser davon? Er erlebt Stimmungen, Landschaften und begegnet Menschen, Menschen und Menschen, ganz normalen Menschen und doch jeder anders.

Karl Farr wurde 1954 in Leer in Ostfriesland geboren und lebt heute in Essen. Nach Besuch der Hauptschule erfolgte die Ausbildung zum Kaufmannsgehilfen. Er absolvierte seinen Zivildienst in Emden, auf dem zweiten Bildungsweg erreichte er sg1rrdMittlerTc () Tj0 Tc (HaR

Wettbewerbe

Datum	10.07.2012	11.07.2012	Jederzeit
Name	20. open mike 2012	Peter-Härtling-Preis	Radio LORA sucht Hörspielskripte
Genre	Lyrik oder kurze Prosa bzw. Auszug aus einem Großtext (unveröffentlicht)	Kinder- oder Jugendbuch (Prosa, unveröffentlicht) für Leser/innen von 10-15 Jahren	Hörspielskripte, Kurzhörspiele & Sketche
Thema			
Umfang	nur eine Bewerbung pro Autor/in; 15-minütige Lesezeit	80-200 Normseiten	Ideal: 46 Sendeminuten (46 x 900 Zeichen ohne Leerzeichen); auch kürzer
Form	einseitig gedruckt, 12 Punkt, 1,5zeilig; 2fach ungeheftet; anonym ohne Code/ Kennwort; Biographie, Adresse, Telefonnummer, E-Mail; Zustimmung zu Teilnahmebedingungen	unterhaltend, phantasievoll an der Wirklichkeit der Kinder/ Jugendlichen orientiert; anonym mit Stichwort; Name, Anschrift, Telefonnr, E-Mail in verschlossenem Umschlag, mit Stichwort	Als pdf
Preis	Endrunde als Lesung November 2012 in Berlin; bis 22 Texte als Anthologie veröff.; 3 Stipendien à 2.500€(1x Lyrik, 2x Prosa); taz-Publikumspreis; Lesereise November 2012; Workshop Februar 2013	3.000€, Buchveröffentlichung bei Beltz & Gelberg	Verbreitung des Hörspiels und Interview mit Autor/in
Teilnehmer/innen	deutschsprachige Autor/innen, unter 35 Jahre, ohne eigene Buchpublikation		
Veranstalter	Literaturwerkstatt Berlin und Crespo Foundation	BELTZ & Gelberg	Radio LORA München
einsenden an	Literaturwerkstatt Berlin, „open mike“, Knaackstraße 97 (Kulturbrauerei), D-10435 Berlin	Peter-Härtling-Preis, z. Hd. Eva-Maria Kulka, Kunhardtstr. 4, D-20249 Hamburg	hoerspiel“at“lora924.de Radio LORA München, Redaktion „Hörspiel“, Gravelottestr. 6, D-81667 München
nähere Informationen	www.literaturwerkstatt.org Jutta Büchter, +49-(0)30-48 52 45 25, presse“at“literaturwerkstatt.org	Lektorat Beltz & Gelberg, Anette Riley, +49-(0)6201-6007-329, a.riley(at)beltz.de, www.beltz.de/haertling	http://lora924.de/

Datum	30.07.2012	31.07.2012	15.08.2012
Name	Werkkreis Literatur der Arbeitswelt – Wettbewerb	Hildesheimer Lyrik-Wettbewerb	Holzhäuser Heckethaler 2012
Genre	Lyrik, Kurzgeschichten, Reportagen, andere Kurzprosaformen, szenische Texte, Lieder/Noten	Lyrik	Prosa
Thema	Neo-Faschismus	Wenn die Zeit stehen bleibt	
Umfang	3-4 Normseiten, bis zu 3 Texte	Bis zu 3 Gedichte	Bis 3 Texte, je maximal 5 Seiten
Form	Schriftgröße 12 Punkt; auf jeder Seite Name, Adresse, Texttitel und mittig Seitenzahl; E-Mail und Post einfach mit Büroklammern; bis fünf Zeilen Kurzvita, Liste der Veröffentlichungen		8fache Ausfertigung; anonym mit Kennwort; Kennwort, Titel der Geschichte, Name, Geburtsdatum, Adresse, Telefonnummer, E-Mail, Kurzbiografie, Kurzbibliografie in verschlossenem Briefumschlag mit Kennwort
Preis	200€	Preisträger werden mit Plakaten im Nahverkehr und einem Gedichtband veröffentlicht; im Internet eine Liste der 99 besten Gedichte	1.) 500€ 2.) 300€ 3.) 200€ Anthologieveröffentlichung
Teilnehmer			zwischen 14 und 30 Jahren oder über 50
Veranstalter	Werkkreis Literatur der Arbeitswelt e.V.	Forum-Literaturbüro-Team	
einsenden an	Wolf-Dieter Krämer, Fasanenstr. 41 a, D-85757 Karlsfeld wdkra“at“o2online.de	Siehe http://lyrikwettbewerb.forumieren.de	Glasmuseum, Fr. M. Rudolph, Kennwort „Holzhäuser Heckethaler bis 30“ oder „Holzhäuser Heckethaler ab 50“, Am Bahnhof 3, D-34376 Immenhausen
nähere Informationen	www.werkkreis-literatur.de	http://lyrikwettbewerb.forumieren.de/	

Datum	07.09.2012	30.09.2012	30.09.2012
Name	Literaturwettbewerb Wartholz	Cottbuser Literaturwettbewerb	Frau Ava-Literaturpreis
Genre	Texte (unveröff.)	Geschichte (unveröff.)	Kurzprosa oder Teil eines längeren Werkes (unveröff.)
Thema		gegeneinander- nebeneinander- miteinander	Spannungsfeld von Spiritualität, Religion und Politik
Umfang	max. 20 Vorlese-Minuten (ca. 9 Seiten, 18.000 Zeichen mit Leerzeichen), 1 Prosatext oder 12 Gedichte	Max. 10.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen), nur 1 Text pro Autor/in	Bis 40.000 Zeichen
Form	6fach, anonym mit Kennwort; in verschlossenem Umschlag: Titel des Textes, Name, Anschrift, Tel.nr, Kopie eines amtlichen Lichtbildausweises, Lebenslauf, Ausschreibung www.schlosswartholz.at unterschrieben	Als Anhang per E-Mail, Dateiname = Codewort; in der E-Mail selbst Name, Geburtsdatum, Adresse, Staatszugehörigkeit, E-Mail und Codewort	Neuartig und innovativ; anonym mit Kennwort, Zeichenzahl angeben; 6fach; in verschlossenem Umschlag mit Kennwort: Name, Adresse, Biographie/ Bibliographie
Preis	Literaturpreis Wartholz (10.000€), Publikumspreis (2.000 €) + Veröffentlichung im Braumüller Verlag	Anthologie-Veröffentlichung; insgesamt 2600€	„Frau Ava“, eine Lesereise, Öffentlichkeitskampagne
Teilnehmer	Autor/innen, die in den letzten 5 Jahren veröffentlicht haben, bitte Beleg beilegen		alle deutsch schreibenden Autorinnen, die mind. einen Lyrik- oder Prosaband veröffentlicht haben; kein Selbst- oder Eigenverlag
Veranstalter		International Conference of Human Law 2013	Frau Ava Gesellschaft für Literatur
einbringen an	Literaturwettbewerb, Schlossgärtnerei Wartholz, Hauptstraße 113, A-2651 Reichenau a.d. Rax, Österreich	wettbewerb“at“conference-of-human-law.de	Frau Ava Gesellschaft für Literatur, Hellerhof A-3508 Paudorf / Göttweig, Österreich
nähere Informationen	www.schlosswartholz.at/index.php/ausschreibungen.html literatursalon“at“schlosswartholz.at	www.conference-of-human-law.de/literaturwettbewerb/index.htm	www.frauavapreis.at

Datum	31.12.2012	31.12.2012
Name	Silberberg Literaturpreis 2013	DeLiA 2013
Genre	Lyrik (unveröff.)	Liebesroman (veröff.)
Thema	Heimat	
Umfang	Max. 3 Gedichte, max. 35 Zeilen je Gedicht (ohne Leerzeilen)	
Form	auf demselben Blatt wie das Gedicht Name, Alter und Adresse; Word-Datei, Times New Roman, Schriftgröße 12	
Preis	1.) 300€ 2.) 200€ 3.) 100€	1.) 1000€ 2.) 500€ 3.) 250€ Marketingpaket im Wert von 3.500€
Teilnehmer		Deutschsprachiger Liebesroman, 2012 veröffentlicht
Veranstalter	Schriftsteller Eckhard Erxleben und sein literarischer Freundeskreis	Förderverein Deutschsprachiger Liebesromanliteratur e.V. (DeLiA)
einsenden an	silberbergpreis@yah oo.de	
nähere Informationen	www.silberbergpreis.ji mdo.com	www.delia-online.de/ html/preis_2013.html Frau Petra Schier delia-literaturpreis „at“petra-schier.de